



◀ ROBERT C. MARLEY ▶

Inspector Swanson

und die Bibliothek
des Todes

EIN VIKTORIANISCHER KRIMI

DRYAS



Inspector Swanson

und die
Bibliothek des Todes

Ein Kriminalroman
aus dem Jahre 1895
von Robert C. Marley



DRYAS

Robert C. Marley, Inspector Swanson
und die Bibliothek des Todes.
Ein Kriminalroman aus dem Jahr 1895. Dryas Verlag 2020

Originalausgabe
EPUB-ISBN: 978-3-948483-07-4
PDF-ISBN: 978-3-948483-45-6

Dieses Buch ist auch als Print erhältlich und
kann über den Handel oder den Verlag bezogen werden.
Print-ISBN: 978-3-948483-06-7

Herstellung: Dryas Verlag, Hamburg
Lektorat: Andreas Barth, Oldenburg
Korrektorat: Lilly Seidel, Hamburg
Umschlaggestaltung: © Guter Punkt, München –
Agentur für Gestaltung (www.guter-punkt.de)
Umschlagabbildung (oben): © Michael Burrell
und undefined / beide gettyimages
Umschlagabbildung (unten): Bodleian Library
© mauritius images / Oxford Picture Library / Alamy
Grafik: Street lights © ollomy – Fotolia.com
Auftaktseiten: Building on Radcliffe Square. Oxford. England.
(*The Library at the University of Oxford, Bodleian Library*)
© Serg Zastavkin – Adobe Stock
Sat : Dryas Verlag, Hamburg
Gesetzt aus der Palatino Linotype
Druck: CPI books GmbH, Ulm

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Der Dryas Verlag ist ein Imprint der
Bedey Media GmbH,
Hermannstal 119k, 22119 Hamburg.

© Dryas Verlag, Hamburg 2020
(1. Auflage 2020, Dryas Verlag, Hamburg
Alle Rechte vorbehalten.
<http://www.dryas.de>

Für Wolf-Dieter Haase –
lebendiges Vorbild

Und in liebevollem Gedenken
an Hans Lefeber
23.07.1950 – 27.11.2019
und
Nevill Swanson
gest. 11.07.2020

*»Gesunder Menschenverstand
ist der Feind aller Romantik.
Lassen Sie uns etwas Unwirklichkeit.
Machen Sie uns nicht allzu vulgär vernünftig.«*

Oscar Wilde

Vorbemerkung

Bücher, die Trost spenden. Bücher, die traurig machen. Bücher, die Kraft geben. In meinen Schreibkursen sage ich meinen Schülerinnen und Schülern: Bücher sollten so sein wie ein erfülltes Leben – alles andere als langweilig. Am Ende sollten wir auf unser Leben zurückblicken können und sagen: »Mensch, es war zwar nicht immer einfach, aber es war spannend. Das Buch würde ich noch einmal lesen wollen.« In diesem hier geht es unter anderem um Oscar Wilde. Sein späteres Leben und sein tragisches Schicksal werden für ihn selbst sicherlich oft schwer genug zu ertragen gewesen sein. Und dennoch: Rückblickend muss man sagen, es war ein spannendes Leben, ein Leben wie ein Roman.

Es sei noch hinzugefügt, dass die Handlung dieses Romans teilweise parallel zum Vorgängerband angesiedelt ist.

R. C. M.

PROLOG

» Denn er hat seinen Engeln befohlen,
dass sie dich behüten auf all deinen Wegen,
dass sie dich auf Händen tragen
und du deinen Fuß
nicht an einen Stein stoßest. «

Ps. 91, 11-12



Bodleian Library, Oxford, 28. Februar 1895

Mr Bernard Wilkes, seines Zeichens Verwalter und Archivar der berühmten altherwürdigen Bibliothek der Universitäten von Oxford, zog die Schublade seines Schreibtisches auf, in der seine Taschenuhr lag.

Gleich fünf.

Die rechte Zeit, um nachzuschauen, ob sich noch jemand in den gut behüteten Räumen aufhielt, über die er wachte, ehe er die Türen schloss.

Das Aufziehen der Schublade war mehr eine Marotte als eine notwendige Handlung für ihn, denn Mr Wilkes hatte in den beinahe zwanzig Jahren, die er nun bereits im Dienste der Bibliothek stand, ein nahezu untrügliches Gespür für Zeit entwickelt. Es wäre nicht notwendig, auf die Uhr zu schauen. Ganz und gar nicht. Er hatte es im Gefühl, wenn die rechte Zeit gekommen war.

Mr Wilkes kannte keine Eile.

Eile war etwas, das nicht in diese Umgebung passte. Die ersten Steine des alten gotischen Gebäudes waren im Mittelalter gesetzt worden. Könige und berühmte Gelehrte hatten in diesen Räumen studiert und taten es noch. Nein, nichts und niemand gemahnte einen hier zur Eile. Zu Pünktlichkeit vielleicht, zu Ordnung und Anstand. Nicht jedoch zu Hast und Eile. Der Fluss der Zeit war ewig und konstant.

Wenn Mr Wilkes am späten Nachmittag seinen Rund-

gang antrat, die Lichter löschte, vergessene Bücher in die deckenhohen Regale zurückstellte und nachschaute, ob sämtliche Durchgänge und Türen sorgfältig verschlossen waren, spürte er jedes Mal sehr deutlich: Die Bibliothek mit all ihrem Wissen würde auch in fünfhundert Jahren noch genau hier an dieser Stelle stehen. Eine unsterbliche Göttin, unter deren Blick ein Menschenleben nicht länger währte als ein Wimpernschlag. Er und all die studierten Leute, die Studenten mit ihren Kladden und die Professoren mit ihren Macken und Schrullen, all die geduldeten Besucher wären dann längst nichts weiter mehr als bloß noch eine vage Erinnerung.

Er griff gelassen in die Schublade und nahm die Whiskyflasche und einen kleinen Silberbecher heraus, die darin lagen, dann schenkte er sich ein und stellte den kleinen Becher, ohne davon zu trinken, auf den Schreibtisch, ehe er sich erhob, um seine letzte Runde anzutreten. Wie alles um ihn herum wäre auch der Whisky noch hier, wenn er zurückkam.

Wenn er zurückkam.

Soweit er sagen konnte, hielten sich zu diesem Zeitpunkt noch drei Personen im Lesesaal auf.

Carstairs, ein Student der Rechtswissenschaften, den die Bibliothek für Hilfsarbeiten bezahlte und der sicherlich nach Schließung der Räume noch bis halb sieben blieb, um Papiere zu sortieren und abzuheften. Professor William Glaister, der Altgriechen, wie Mr Wilkes ihn insgeheim nannte – ein Mann, der Sonderrechte genoss, weil seine Familie jährlich eine stattliche Summe Geldes an die Bibliothek spendete – und Professor Alistair Hargraves.

Der hatte vor etwa einer halben Stunde nach einem Buch gefragt. Wilkes hatte ihm die Regalnummer heraus-

gesucht und ihn daran erinnert, dass ihm nicht mehr als dreißig Minuten blieben.

Hargraves, der dafür bekannt war, kaum noch auf seine Uhr zu achten und Raum und Zeit zu vergessen, sobald er erst mal in der Bibliothek an etwas arbeitete, hatte ihm versichert, er würde nicht mehr als fünfzehn, allerhöchstens zwanzig Minuten benötigen. Und nun war er noch immer nicht wieder zurück.

Mr Wilkes seufzte, dachte, dass er mal wieder ein ernstes Wort mit dem Professor würde sprechen müssen, und wollte eben nach seinem Schlüsselbund greifen und sich auf den Weg machen, als die Tür zur Eingangshalle geöffnet wurde und Miss Hill den Empfangsraum betrat.

Bernard Wilkes, unverheiratet und mit seinen zwei- undfünfzig Jahren weit über das Alter hinaus, wo er noch damit rechnete, eines Tages zu heiraten, geschweige denn eine Familie zu gründen, spürte, wie sein Herz beim Anblick der jungen Frau einen freudigen Sprung machte.

»Guten Abend, Miss Hill«, sagte er in einem Ton, der, wie er hoffte, nicht verriet, was in ihm vorging, und tippte sich mit zwei Fingern zum Gruß an die Stirn. »Herrlicher Tag, nicht wahr?«

Miss Hills strahlend blaue Augen leuchteten wie kostbare Aquamarine. »Oh ja, Mr Wilkes«, entgegnete sie lächelnd und deutete einen Knicks an, wobei sie den Saum ihres schlichten Kleides ein wenig anhub.

Mr Wilkes wusste kaum etwas über sie. Dem Akzent nach musste sie gebürtig aus Irland stammen. »Ein besonders schöner Tag. Vielleicht eine Spur zu heiß um die Mittagsstunde.«

»Gewiss.«

Jedes Mal, wenn er Miss Hill sah, ging ihm das Herz

auf. Er war indes stets sorgsam darauf bedacht, unverfänglich zu bleiben und sich nicht anmerken zu lassen, welche Gefühle sie in ihm auslöste.

Sie war wunderschön, hatte makellose weiße Haut, lustige Sommersprossen auf der Stirn und feuerrotes Haar, das ihre blauen Augen noch mehr zur Geltung brachte, und das sie für gewöhnlich offen trug. Eine Ungezogenheit, die sich keines der Hausmädchen erlaubt hätte, die in den Familien der Professoren ihren Dienst taten. Und dann ihr Lächeln. Sie hatte das bezauberndste Lächeln, das Mr Wilkes jemals gesehen hatte. Ohne indiskret zu werden, hatte er nicht in Erfahrung bringen können, wie alt sie war. Er schätzte sie auf Anfang dreißig.

Obwohl Mr Wilkes nicht einmal ihren Vornamen kannte, malte er sich gelegentlich aus, wie es sein würde, Miss Hill einmal bei Kerzenschein gegenüberzusitzen.

Wie gerne würde er sie eines Tages fragen, ob sie ihn ins Pub begleiten oder mit ihm ein Restaurant aufsuchen würde. Sie war eine von seinesgleichen. Standesschranken gab es zwischen ihnen nicht zu beachten. Wäre er nur mutiger gewesen. Doch er war sich nicht sicher, wie sie darauf reagierte. Sie nach einer Verabredung zu fragen, hatte er noch nicht gewagt. Und würde es vermutlich niemals tun. Er neigte nicht zu Leidenschaft, Mut und Abenteuer, war kein feuriger Liebhaber, war es nie gewesen.

Er liebte die Romantik.

Und so hatte er sich nie ein Herz gefasst und ihr gestanden, wie gern er sie mochte. Seit er ihr vor etwa einem Jahr das allererste Mal begegnet war, begnügte er sich damit, sie in aller Stille und aus der Ferne zu verehren.

Bis auf einige kurze Konversationen, in denen es ledig-

lich um die Arbeit für die Bibliothek, das Wetter oder eine kleine Besorgung gegangen war, hatte er noch kein privates Gespräch mit ihr geführt.

Er legte den Federhalter vor sich auf die Schreibtischunterlage. »Äh, Miss Hill?«

Sie blieb stehen und wandte sich zu ihm um. »Ja, Mr Wilkes?«

Er versuchte, sich seine Nervosität nicht anmerken zu lassen. »Ich frage mich, ob es Ihnen etwas ausmachen würde, mir einen Tee zu bringen?«

»O, gewiss nicht. Liebend gerne. Ich wollte ohnehin eben in die Küche hinübergehen.« Sie schenkte ihm ein Lächeln, das ihre Nase kräuselte, und strich sich eine widerspenstige rote Locke aus dem Gesicht. Mr Wilkes wurde ganz warm ums Herz. Sie kam näher, trat ganz dicht an seinen Schreibtisch heran. Den Kopf schief gelegt wie eine junge Katze sagte sie dann: »Wenn Sie mögen, bringe ich Ihnen auch noch ein paar Kekse mit.«

»Das ...« Er schluckte und während er spürte, wie er errötete, blinzelte er nervös. »Das ist sehr freundlich von Ihnen. Aber nur, wenn es Ihnen nicht zu viele Umstände macht, Miss Hill. Dann wäre das wirklich wunderbar, ja.«

Wieder lächelte sie ihn an, eine Spur verlegen diesmal. »Es macht mir überhaupt keine Umstände, Mr Wilkes. Das tue ich doch gerne für Sie.«

»Das weiß ich sehr zu schätzen, Miss Hill.« Er hätte sich auf die Zunge beißen mögen, weil er es nicht wagte, ihr zu sagen, was er für sie empfand. Was wäre so schlimm daran, es einfach zu tun, fragte er sich in einem Anflug seltener Kühnheit. Doch sein Verstand kam ihm auch diesmal dazwischen. Der und sein Anstand.

»Sie sind so ein freundlicher Mann, Mr Wilkes, da mache ich das doch gern.« Sie nahm eine Strähne ihres Haars und wickelte sie sich gedankenverloren um den rechten Zeigefinger. »Immer höflich und immer so zuvorkommend. Das kann man beileibe nicht von jedem Mann hier sagen.«

Das Herz wurde ihm schwer. Plötzlich hatte er das Gefühl, einen Teerklumpen verschluckt zu haben. »Was meinen Sie damit, Miss Hill?«

Sie errötete und senkte den Blick. »Ach nichts, Mr Wilkes. Ich stelle mich bloß an.« Dann lächelte sie wieder »Es ist wirklich nichts weiter.«

Mr Wilkes war mit der Antwort nicht zufrieden. »Hat sich jemand Ihnen gegenüber ungebührlich verhalten?«

»Nicht gerade ungebührlich«, antwortete sie. »Aber ach.« Sie ließ die Haarsträhne fallen und deutete ein Kopfschütteln an, auf das ein kurzes hastiges Lächeln folgte. »Ich will mich nicht beklagen.«

»Miss Hill, wenn ich irgendetwas für Sie tun kann, dann sagen Sie es bitte.«

»Nein. Ich fürchte, das können Sie nicht, Mr Wilkes. Aber haben Sie vielen Dank.« Sie klopfte mit den Knöcheln ihrer rechten Hand auf den Schreibtisch und sagte: »Ich gehe jetzt besser und hole Ihnen den Tee.« Sie knickste wieder.

»Falls Sie Sorgen haben, Miss Hill, egal, welcher Art ...«, begann Mr Wilkes.

»Ich weiß, Mr Wilkes. Die habe ich nicht – wirklich«, sagte sie schnell und senkte den Blick. Einen Hauch zu schnell, wie er fand.

»Ich möchte nur, dass Sie wissen, ich bin für Sie da, wenn Sie mich brauchen.«

»Danke.« Sie knickste ein drittes Mal. »Danke, Mr Wilkes. Und jetzt mache ich Ihnen erst mal eine schöne heiße Tasse Tee.«

Immer höflich und immer so zuvorkommend. Das kann man beileibe nicht von jedem Mann hier sagen.

Er sah ihr nach, wie sie den schmalen Flur hinunterging, der vom Empfangsraum zur Küche hinunterführte, und fragte sich, wen genau sie wohl mit ihrer Bemerkung gemeint haben mochte.



ERSTER TEIL

OSCAR

» Seit Oscar
Dorian Gray geschrieben hat,
spricht niemand
mehr mit uns. «

Constance Wilde



KAPITEL 1

*49 Gordon Square, Bloomsbury,
London, 28. Februar 1895*

Sie befanden sich in Frederick Greenlands Haus – Oscar Wilde, der gefeierte Literat und Bühnenautor, Miss Louisa Balshaw, Fredericks Verlobte, und Mr Frederick Greenland, Lebe-
mann und reicher Erbe, selbst.

Während der letzten Monate hatte Wilde, dessen Stück *The Importance of Being Earnest* am 14. Februar im St James's Theatre Premiere gefeiert hatte, ihnen öfters einen Besuch abgestattet, war indessen nie lange genug geblieben, um Gelegenheit zu haben, im vertrauten Kreise Privatangelegenheiten anzusprechen.

Morton, Frederick Greenlands Butler, hatte Wilde vor etwa einer halben Stunde in den Salon geführt, und obgleich er Louisa und ihm gegenüber versuchte, sich nichts anmerken zu lassen, bemerkte Frederick an dessen Verhalten gleich, dass Wilde etwas bedrückte.

Dass Oscar nicht von allen Londonern gleichermaßen geliebt und bewundert wurde, war Frederick bewusst, seit er das erste Mal vor vielen Jahren von Oscar Wilde, dem Poeten und Schögeist gehört hatte. Wilde selbst legte nicht den geringsten Wert darauf, jedermann zu gefallen, im Gegenteil. Er liebte es zu schockieren. Und unter schockierenden Umständen hatten sich auch Oscar und er während der Ermittlungen im Fall des berüchtigten Hope

Diamanten kennengelernt. Wilde hatte ihm damals das Leben gerettet.

Frederick schenkte ihnen Cognac ein, reichte Wilde einen der Schwenker, nahm auf dem Sofa neben Louisa Platz und sagte: »Oscar, ich habe Sie noch nie so besorgt gesehen. Etwas scheint Sie zu bedrücken.«

»Es ist Lord Queensberry. Seit wir uns das letzte Mal ausgiebig gesprochen haben, ist etwas geschehen«, sagte Wilde ernst. Er sah blass aus, fand Frederick, den mittlerweile so etwas wie enge Freundschaft mit Wilde verband. Und so war ihm bekannt, welch schlechtes Verhältnis zwischen den beiden Männern herrschte, weil der Marquess das Verhältnis seines Sohnes mit Wilde missbilligte. »Als er mich damals mit seinem Preisboxer besuchte, um mich einzuschüchtern und Bosie und mich auseinanderzubringen, da habe ich ihm noch ins Gesicht gelacht. Und auch als er vor zwei Wochen versuchte, mein neues Stück am Eröffnungsabend mit einem grotesk großen Bouquet aus Früchten zu stören, sah ich darüber hinweg. Doch diesmal ist er zu weit gegangen. Ich muss etwas unternehmen.«

»Was ist passiert?«

»Soll ich lieber gehen?«, fragte Louisa. »Ihr habt Vertrauliches zu besprechen und ich habe oben noch meine Handarbeit liegen.«

»Nein«, sagte Wilde. »Bitte, Louisa, bleiben Sie. Es gibt nichts, was ich nicht auch vor Ihnen erzählen würde. Bald wird es ohnehin ganz London wissen.«

Wenn es etwas war, von dem in Kürze ganz London wissen würde, musste es schon etwas Gravierendes sein, etwas, das über Wildes sonstige Eskapaden weit hinausging. Beinahe gegen seinen Willen fragte Frederick: »Was

zum Teufel haben Sie jetzt schon wieder ausgefressen, Oscar? Ich meine, haben Sie Queensberry irgendeinen Anlass gegeben, wieder gegen Sie vorzugehen?»

»Ich bin völlig unschuldig, Freddy. Dummerweise liebe ich Kissenschlachten, wie Sie wissen.« Er seufzte. »Ich erhielt heute seine Visitenkarte, die Queensberry offenbar schon vor zehn Tagen in meinem Club, dem Albemarle, abgegeben hatte.«

»Seine Karte?« Frederick war fast ein bisschen enttäuscht. »Ich verstehe nicht, was Sie daran so aufbringt?«

»Es ist nicht die Karte selbst«, erklärte Wilde, während er den Salon durchquerte und schließlich am Kamin stehen blieb. »Es ist das, was er darauf gekritzelt hat.«

»Eine Beleidigung demnach?«

»Die schlimmste. Für den Portier und jeden anderen lesbar. Er bezichtigt mich, ein posierender Sodomit zu sein.« Ein rasches Lächeln erhellte sein Gesicht, als er sah, wie Louisa entsetzt die Hand vor den Mund schlug. »Ein Mann wie Queensberry wird niemals verstehen, was Männer wie Bosie und ich abseits von Frauen miteinander zu teilen vermögen. Und das werfe ich ihm nicht einmal vor. Doch er ist drauf und dran, mein Leben zu zerstören, wenn er mich öffentlich und unverhohlen der Sodomie bezichtigt.«

»Sie müssen wirklich vorsichtiger sein, Oscar«, sagte Frederick.

»Gewiss nicht, Freddy. Ich muss dem Marquess einen Denkkzettel verpassen. Diese Anfeindungen müssen aufhören. Auf der Stelle.«

»Was wollen Sie dagegen tun?«

»Ihn anzeigen«, sagte Wilde knapp.

Frederick glaubte, seinen Ohren nicht zu trauen. »Wenn

Sie ihn anzeigen ...« Er verstummte und schüttelte den Kopf. »Das dürfen Sie keinesfalls tun.«

»Wer sollte es mir verbieten?«

»Ihr gesunder Menschenverstand, Oscar.« Frederick rutschte auf die Sofakante vor, hielt den Cognacschwenker mit beiden Händen fest wie einen Rettungsring. »Sie kämen in Teufels Küche.«

»Oh, und ich hatte den Eindruck, dort sei ich bereits«, sagte Wilde.

»Frederick hat recht«, sagte Louisa. »Niemand darf Ihnen vorschreiben, was Sie zu tun haben. Und doch hat Frederick recht. Sehen Sie von einer Anzeige ab.«

»Haben Sie eine bessere Idee?«

»Zeigen Sie stattdessen Haltung«, sagte Frederick. »Lassen Sie sich nicht zu Schritten provozieren, die Sie später bereuen würden. Es sind bloß Beleidigungen.«

Wilde rieb sich mit Daumen und Zeigefinger über die Stirn.

»Das kann ich mir nicht gefallen lassen, Freddy«, sagte er. Er stieß sich mit beiden Händen vom Kaminsims ab und wandte sich zu Frederick Greenland und Miss Louisa Balshaw um. »Es ist nicht so sehr wegen mir. Aber es verletzt mich, dass Lord Queensberry Bosie und meine Familie mit in diese unschöne Angelegenheit hineinzieht.«

»Die Leute beginnen zu reden, Oscar.« Frederick setzte sich auf und verschränkte die Arme vor der Brust.

»Ach was – geredet haben sie schon immer. Davon lebt unsereins doch. Jetzt beginnen sie zu schweigen, Freddy. Und das macht mir Angst.« Er nahm das Glas Cognac, an dem er zwischendurch immer wieder genippt hatte, und das er vor beinahe zehn Minuten auf dem kleinen

runden Tisch neben dem Ohrensessel abgestellt hatte, auf und ging damit zur Tür des Balkons hinüber, der auf den Gordon Square hinunterblickte. Leiser, und offensichtlich mehr zu sich selbst sagte er: »Das ist das Schlimmste. Sie werden vergessen, wer ich gewesen bin.«

Louisa warf Frederick einen raschen Seitenblick zu und erhob sich. »Niemand wird Sie vergessen, Oscar.« Sie ging zu ihm hinüber und hakte sich bei ihm ein. »Wenn Sie kämpfen wollen, müssen Sie kämpfen.«

»Denken Sie nicht, es lohnt sich, für die Sache vor Gericht zu gehen?« Er sah sie nicht an, sondern blickte weiterhin in das Dunkel der nächtlichen Parkanlage hinaus. Sein Gesicht war völlig unbewegt, ohne jeden Ausdruck. »Denken Sie nicht, dass ich das Richtige tue?«

»Das weiß ich nicht.« Louisa streichelte seinen linken Oberarm. »Das weiß niemand. Das ist etwas, das Sie ganz allein entscheiden müssen, Oscar.«

Er nickte. Ganz leicht nur. Und schwieg.

Frederick, in dessen Magen sich ein Klumpen aus Blei gebildet zu haben schien, legte das Chinzkissen, an dem er sich schon eine ganze Weile festgehalten hatte, auf das Sofa und stand ebenfalls auf. »Sie müssen das nicht tun«, sagte er. »Niemand kann Sie dazu zwingen, den Fehdehandschuh, den Queensberry Ihnen hingeworfen hat, auch aufzunehmen.«

Wilde hob beinahe belustigt die Augenbrauen. »Und was bin ich für ein Mann, wenn ich es nicht tue?«

»Das erinnert mich an eine Geschichte, die Conan Doyle mir einmal erzählt hat«, meinte Frederick, doch er spürte selbst, wie wenig enthusiastisch er klang.

»Conan Doyle erzählt immer Geschichten, Freddy. Und die meisten davon sind so flach wie eine Flunder.«

Wilde schüttelte missbilligend den Kopf. »Ich verstehe bis heute nicht, was die Leute an seinen Sherlock-Holmes-Geschichten finden. Was ist so brilliant daran, die Lösung für ein Problem zu finden, wenn man es sich selbst ausgedacht hat?«

»Warten Sie es doch ab. Diese Geschichte ist wirklich gut. Ich glaube, sie wird Ihnen gefallen.«

Wilde hielt Louisas Arm fest in seinem, als er sich gespielt gönnerhaft umwandte. Abwartend sah er Frederick an.

Der breitete die Arme aus wie ein Schauspieler und sagte: »Nun – ein alter Kung-Fu-Meister ging eines Tages mit seinem Schüler spazieren ...«

Wilde zog die Augenbrauen hoch. »Bin ich etwa der Kung-Fu-Meister?«

»Oscar! Lassen Sie mich doch um Himmels willen einmal ausreden.«

»Bitte.«

»Sie gingen also spazieren.«

»Wo?«

»An einem Fluss.«

»An welchem?«

»Am Shinano«, sagte Frederick wie aus der Pistole geschossen. Irgendwo hatte er einmal gelesen, dass das der längste Fluss Japans sei.

»Wahrscheinlich war es doch eher der Jangtsekiang«, sagte Wilde und ein Lächeln huschte über sein Gesicht. »Der Shinano liegt nämlich in Japan. Und Kung-Fu ist eine chinesische Kampfkunst.«

Frederick begann sich unbehaglich zu fühlen. »Das ist ohne Bedeutung für die Geschichte.«

Wilde legte den Kopf schief und lächelte übertrieben

breit. »Für mich nicht. Die Fakten sollten stimmen. Wenn die Fakten stimmen, hat man zumindest die Illusion von Wirklichkeit. Selbst wenn sie noch so ernüchternd sein sollte.«

Frederick ließ sich nicht beirren. Er fuchtelte mit der Hand herum, als könne er Wildes Worte wie lästige Fliegen verscheuchen. »Sie gingen eben einfach so herum und trafen am Ufer ... dieses chinesischen Flusses auf einen Mann, der sich ihnen in den Weg stellte.« Er hob Einhalt gebietend die Hand, ehe Wilde wieder etwas einwerfen konnte. »Und als sie so dahinspazierten, trafen sie auf einen ehemaligen Schüler des Meisters, der ihn verlassen hatte, um bei jemand anders zu lernen, den er für einen noch besseren Kung-Fu-Meister hielt.«

»Ich beginne allmählich Interesse für Ihre ungelenke kleine Geschichte zu entwickeln, Freddy.« Wilde fuchtelte generös mit der Hand. »Weiter. Weiter.«

»Dieser ehemalige Schüler fing an, seinen alten Meister zu beschimpfen«, fuhr Frederick fort. »Er warf ihm die abscheulichsten Dinge an den Kopf.«

»Was genau sagte er denn?«

»Das ist unerheblich.«

»Wenn Sie Ihre Zuhörer fesseln wollen, Freddy, dann dürfen Sie eine Geschichte niemals bloß einfach so erzählen. Sie müssen sie sie erleben lassen.«

Frederick schnaufte. »Ich bin kein Schriftsteller, Oscar. Alles, was ich will, ist Ihnen die Moral der Geschichte klar machen.«

»Moral wird überbewertet«, entgegnete Wilde. »Moral setzt dem Verstand und dem Gefühl absichtlich Grenzen. Niemand sollte sich in diesen Bereichen Grenzen setzen lassen.«